

(Nachdruck verboten.)

87

Arbeit.

Roman in drei Büchern von Emile Zola. Aus dem Französischen übersetzt von Leopold Rosenzweig.

„Sie haben recht“, gestand Jordan mit seiner einfachen Ehrlichkeit. „Vielleicht ist meine Verachtung der Politik nur eine instinktive Selbstverteidigung gegen die leisen Vorwürfe meines Gewissens über meine gewollte Unkenntnis der politischen Vorgänge in unserm Lande. Aber ehrlich gesprochen, ich glaube, daß ich trotz alledem ein guter Bürger bin, wenn ich mich in mein Laboratorium einschleie, denn jeder dient dem Lande mit den Fähigkeiten, die ihm eigen sind. Und, sehen Sie, die wahren Revolutionäre, die wahren Männer der That, diejenigen, die für die Zukunft die meiste Wahrheit, die meiste Gerechtigkeit aufspeichern, das sind zweifellos die Gelehrten. Eine Regierungsform kommt und geht, ein Volk wird groß, mächtig, blühend und verfällt dann wieder — was liegt daran? Die Wahrheiten der Wissenschaft werden immer weiter überliefert, vermehren sich immerzu, bringen immer mehr Licht und feste Gewißheit in die Welt. Der Rückschritt eines Jahrhunderts zählt nicht, das Vorwärtsschreiten beginnt doch immer wieder, die Menschheit schreitet dem Wissen zu, trotz aller Hindernisse. Einzuwenden, daß man nie alles wissen wird, ist eine Thorheit, es handelt sich darum, so viel als möglich zu wissen, um so viel Glück als möglich zu erreichen. Und so betrachtet, sind, ich wiederhole es, die politischen Intermezzi, welche die Völker derart in Aufruhr versetzen, vollkommen belanglos! Während man das Heil des Fortschritts im Erhalten oder Stürzen eines Ministers sucht, ist der Gelehrte der wahre Herrscher der Zukunft, indem er die Menge mit immer neuer Wahrheit erleuchtet. Alle Ungerechtigkeit wird vergehen, wenn alle Wahrheit bestehen wird.“

Ein Stillstehen folgte. Soeurrette hatte die Feder hingelegt und hörte zu. Nachdem er einige Augenblicke sinnend gefesselt, fuhr Jordan ohne ersichtlichen Zusammenhang fort:

„Die Arbeit, die Arbeit! Ihr danke ich mein ganzes Leben. Sie sehen, was für ein armer, schwächlicher Mensch ich bin, und ich erinnere mich, daß meine Mutter mich in warme Decken hüllen mußte, wenn ein starker Wind wehte. Dennoch war sie es, die mich zur Arbeit anhielt, als zu einer Kur, deren heilsamer Einfluß außer Zweifel steht. Sie verurteilte mich nicht zu peinlichen Studien, diesen Galeeren, an welche man die in Entwicklung begriffenen Kinder schmiegelt. Sie gewöhnte mich an regelmäßige, aber abwechslungsreiche und anziehende Arbeit. Und so habe ich arbeiten gelernt, so wie ein Kind atmen und gehen lernt. Die Arbeit ist zur Bethätigung meines Daseins, zur Funktion meiner Glieder und Organe, zum Zweck und Mittel meines Lebens geworden. Ich lebe, weil ich arbeite; zwischen der Welt und mir hat sich das Gleichgewicht hergestellt, ich gebe ihr in Werken wieder, was sie mir an Empfindungen bringt, und ich glaube, daß darin der ganze Begriff der Gesundheit liegt: in einer wohlgeordneten Wechselwirkung, in der vollkommenen Anpassung des Organismus an die Bedingungen seiner Umgebung. Und so gebrechlich wie ich bin, so habe ich die Gewißheit, daß ich sehr alt werden werde, weil ich eine sorgfältig konstruierte und mit Verständnis in Gang erhaltene kleine Maschine bin.“

Lucas hatte sein langsames Hin- und Herwandern unterbrochen und hörte gleich Soeurrette mit gespannter Aufmerksamkeit zu.

„Darin fliegt die Gewähr der Gesundheit, das ist die beste hygienische Methode, um sich wohl zu fühlen“, fuhr Jordan fort. „Die Arbeit ist das Leben selbst, das Leben ist eine unablässige Arbeit gemischer und physikalischer Kräfte. Seitdem das erste Atom sich in Schwingung versetzte, um sich mit den umgebenden Atomen zu verbinden, hat die große schöpferische Thätigkeit nicht aufgehört, und diese Schöpfungs-thätigkeit, welche noch immer dauert, welche immer dauern wird, ist die Aufgabe der Ewigkeit selbst, das unendliche

Werk, zu dem wir alle unsern Stein herbeitragen. Das Universum ist eine gewaltige Werkstatt, wo die Arbeit nie ruht, wo die unendlich Kleinen ungeheure Leistungen vollbringen, wo die Materie ohne Unterlaß sich regt, erzeugt und gebiert, von den einfachsten Fermenten bis zu den vollendetsten Lebewesen. Die Felder, die sich mit Halmen bedecken, arbeiten, der unmerklich wachsende Wald arbeitet, die durch die Thäler rinnenden Flüsse arbeiten, die Meere, die ihre Wogen von Kontinent zu Kontinent rollen, arbeiten, die Welten, die der Rhythmus der Gravitation durch die Unendlichkeit des Raums trägt, arbeiten. Es giebt kein Wesen und kein Ding, das in unbeweglicher Trägheit verharrt könnte, alles wird mitgerissen, zur Arbeit angehalten, gezwungen, sein Teil am gemeinsamen Werke zu leisten. Wer nicht arbeitet, verschwindet dadurch von selbst, wird als nutzlos und störend abgestoßen, muß dem notwendigen, unentbehrlichen Arbeiter Platz machen. Dies ist das einzige Gesetz des Lebens, das in seiner Gesamtheit nichts anderes ist, als die in Arbeit begriffene Materie, eine Kraft in unaufhörlicher Thätigkeit, der Gott aller Religionen, die Vereitlung des endgültigen Glücks, nach welchem wir alle das gebieterische Verlangen in uns tragen.“

Wieder schwieg er einen Augenblick, den Blick sinnend in die Ferne gerichtet.

„Und welch wunderbarer Regulator ist die Arbeit, welche Ordnung schafft sie überall, wo sie herrscht! Sie ist der Friede und der Genuß, so wie sie die Gesundheit ist. Ich kann es nicht fassen, wenn ich sie verachtet, herabgewürdigt sehe, gleich einer Strafe und einer Schande gefürchtet. Sie hat mich nicht nur vom sicheren Tode gerettet, sie hat mir auch alles gegeben, was Gutes in mir ist, sie hat meinen Geist gebildet, meine Seele veredelt. Und welch ausgezeichnete Organisationskraft ist sie, wie regelt sie die Kräfte des Geistes, die Thätigkeit der Muskeln, die Funktion jeder einzelnen Gruppe in einer zahllosen Menge von Arbeitern! Sie würde für sich allein eine politische Konstitution bilden, eine humane Verfassung, eine feste sociale Basis. Wir werden nur geboren, um eine Biene im Bienenvolk zu sein, um eine Sekunde lang unsere kleine Kraft mit den andern Kräften zu vereinigen, wir können die Notwendigkeit unseres Lebens nicht anders erklären, als daß die Natur noch eines Arbeiters bedurft hat, um ihr Werk zu fördern. Jede andre Erklärung ist hochmütig und falsch. Unsere individuellen Existenzen dienen nur zur Vorbereitung des univiersellen Lebens der Zukunft. Es ist kein Glück denkbar, wenn wir es nicht in dem solidarischen Glück der ewigen, gemeinsamen Arbeit suchen. Und daher möchte ich, daß endlich die Religion der Arbeit zur Menschenreligion werde, daß wir Hosianna singen der erlösenden Arbeit, der einzigen Wahrheit, der der höchsten Glückseligkeit, der Gesundheit, dem Frieden!“

Er schwieg, und Soeurrette rief voll Liebe und Begisterung:

„Ja, ja, so ist es! Wie wahr und wie schön ist alles, was Du gesagt hast!“

Aber noch tiefer ergriffen schien Lucas. Er stand unbeweglich, und in seinen Augen hatte sich ein heller Strahl entzündet, wie in denen eines Apostels, den göttliche Erleuchtung überkommt. Plötzlich sagte er:

„Hören Sie, Jordan. Sie dürfen nichts an Delaveau verkaufen. Sie müssen sowohl den Hochofen als auch die Mine behalten. Hier haben Sie meine Antwort, denn ich sehe nun vollkommen klar.“

Aufs höchste überrascht von diesem unerwarteten Ausspruch, dessen Zusammenhang mit dem eben Gesagten er nicht begriff, zwinkerte der Besitzer der Erchérie leicht mit den Augen.

„Wie meinen Sie das, mein lieber Lucas? Wie kommen Sie darauf? Erklären Sie sich näher.“

Der junge Mann konnte jedoch in der starken Erregung, die ihn beherrschte, nicht gleiche Worte finden. Dieser Hymnus auf die Arbeit, diese Verherrlichung der Friedensstifterin und Weltverjüngerin hatte ihn mit einem Ruck emporgehoben, hatte mit einemmal seinem Blick den ganzen weiten Horizont entrollt, der bisher von Nebeln verhüllt gewesen. Alles schien ihm plötzlich klar, greifbar, zweifellos sicher. Ein heiliger Glaube erfüllte ihn und ließ ihm Worte von hinreißender Ueberzeugungskraft.

„Sie dürfen nichts an Delaveau verkaufen. Ich habe heute morgen die aufgelassene Mine besucht. In der Beschaffenheit, wie jetzt das Erz gewonnen werden kann, würde es noch immer mit Hilfe des neuen chemischen Verfahrens einen ganz lohnenden Ertrag geben. Und Morfain hat mich zu der Ansicht überzeugt, daß man auf der andern Seite der Schlucht wieder auf reiche Adern stoßen müßte. Da liegen noch unberechenbare Reichthümer. Der Hochofen könnte Roheisen mit sehr billigen Gesehmungskosten liefern, und wenn man ihm ein Stahlwerk angliedern würde, mit Puddelöfen, Ziegelgüßhöfen, Walzwerken und Dampfhammern, so könnte man die Fabrikation von Schienen und Trägern im Großen wieder aufnehmen und erfolgreich mit den mächtigsten Werken im Norden und Osten konkurrieren.“

Das Erstaunen Jordans wuchs, wurde zur starren Verblüffung.

„Aber ich will nicht reicher werden!“ rief er lebhaft. „Ich habe schon zu viel Geld, und ich will gerade darum alles los schlagen, um aller dieser Gewinn Sorgen enthoben zu sein.“

Mit schöner, feuriger Gebärde fiel Lucas ein:

„Lassen Sie mich vollenden, lieber Freund. Nicht Sie reicher machen will ich, sondern die Arbeiter, von denen wir sprachen, die Enterbten, die Opfer der ungerechten, entwürdigten, zur grausamen Galeere gewordenen Arbeit will ich aus dieser Galeere befreien. Sie haben eben so schön gesagt, daß die Arbeit die feste sociale Basis sein sollte; in diesem Augenblick ist es mir plötzlich klar geworden, worin das Heil liegt, habe ich erkannt, daß die gerechte und glückliche Gemeinschaft der Zukunft nur durch die Neuordnung der Arbeit begründet werden kann, die allein eine gerechte Verteilung der Güter ermöglicht. Wie ein leuchtender Blitz hat mich die Gewißheit durchzuckt, daß hier das einzige Heil für unser Elend und unsre Leiden liegt, daß das alte, morsche, in allen Fugen krachende Gebäude nur dauernd wieder erneuert werden kann auf dem Boden der Arbeit aller und für alle, die als höchstes Gesetz, als das Lebensprincip, das die Welt beherrscht, anerkannt werden muß. Und das ist es, was ich hier versuchen will! Ich will wenigstens ein Beispiel geben, will die Neuordnung der Arbeit im Kleinen versuchen, eine Fabrik auf Basis der Brüderlichkeit gründen, ein Modell der künftigen Gemeinschaft schaffen und es jener andren Fabrik entgegenstellen, die auf der Lohnsklaverei begründet ist, jener alten Galeere, wo der Arbeiter gepeinigt und entwürdigt wird!“

Er fuhr fort, mit vor Begeisterung bebender Stimme zu sprechen, er entwickelte in großen Zügen sein Ideal, alles, was in ihm seit der Lektüre des kleinen Buchs über Fourier geklammert hatte, seinen Traum einer Vereinigung von Kapital, Arbeit und geistiger Kraft. Jordan sollte das Geld beisteuern, Bonnaire und seine Kameraden ihre Arme, er selber das Hirn, das erfindet und leitet. Er hatte wieder begonnen, auf und ab zu gehen, er deutete mit erregter Geberde auf die nahen Dächer von Beauclair: dieses Beauclair wollte er retten, wollte er der Schande und dem Verbrechen entreißen, in welchem er es seit drei Tagen versinken sah. Je mehr er den Plan seines Verjüngungsunternehmens aufrollte, desto mehr ergrißen ihn selbst Staunen und Verwunderung. Seine Mission sprach aus ihm heraus, diese Mission, von der er erfüllt gewesen, ohne es zu wissen, deren Wesen zu erkennen er unruhigen Geistes, mit leidenschaftlichen Herzen gestrebt hatte. Nun sah er endlich klar, seine Bahn lag vor ihm. Er fand jetzt von selbst die Antworten auf die peinigenden Fragen, die ihm während seiner Schlaflosigkeit in der vergangenen Nacht aufgestiegen waren, ohne daß er sie hätte lösen können. Und vor allem wandte er seine Seele ganz den Klagen der Unglücklichen zu, die aus der leiderfüllten Finsternis zu ihm gedrungen waren, er hörte sie jetzt deutlich, er eilte ihnen zu Hilfe, er wollte sie retten durch die verjüngte, veredelte Arbeit, die die Menschen nicht mehr in feindliche, einander zerfleischende Klassen trennen, sondern sie zusammenschließen sollte zu einer einzigen brüderlichen Familie, in welcher sich alle ihre Kräfte für die Wohlfahrt aller vereinigen.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Gratifikationen.

Von Eduard Tschirnow.

Nachdem die Aktionäre der Eisenbahngesellschaft die unerwartet hohe Dividende für das letzte Jahr eingestrichen haben, entdecken sie ihr gutes Herz und beschließen, den Bahnbeamten Prämien und

Gratifikationen zu beschicken. Bei der großen Zahl von Beamten ist natürlich dafür gesorgt, daß die Prämien und Gratifikationen nicht besonders groß werden. Es ist ja nun schon einmal so der Welt Lauf, daß die einen das Fiselstück, die andern die Strochen, einschließlich Schwanz und Ohren, kurz die Abfälle erhalten. Für die unteren Eisenbahnbeamten, die gewissermaßen zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurteilt sind, haben selbst diese Abfälle Reiz und Bedeutung. Man kann sich also leicht vorstellen, welcher Jubel unter ihnen ausbricht, als sie erfahren, daß 80 000 Rubel Prämien und Gratifikationen ausbezahlt werden sollen. . . .

Freude und frohe Hoffnung giebt diese Nachricht in die Herzen der Angestellten und ihrer Familien. Tausend lähne Pläne läßt sie in den Köpfen dieser Galeerenklaven entstehen. . . . Jetzt kommen die Feiertage; man wird Körper und Geist ausruhen und erfrischen können. Man wird nicht mehr unablässig immer nur an das eine zu denken brauchen, wie man sich drehen und wenden soll, um bloß durchzukommen, man wird für eine gewisse Zeit die Not nicht so drückend empfinden, denn es giebt ja Gratifikationen! . . . Keiner von diesen armen Schelmen zweifelt daran, daß gerade er eine Belohnung ganz besonders verdient habe, daß sich gerade über ihn der goldene Segen ganz besonders reichlich ergießen müsse. Wie kann es auch anders sein! Man arbeitet Tag für Tag von 9 Uhr früh bis 5 Uhr abends und von 7 Uhr abends bis 10 oder 11 Uhr nachts, man kommt eigentlich nur zum Schlafen nach Hause, sieht die eigne Familie fast gar nicht, kennt keinen Feiertag, keine Erholung. Mit Haut und Haar hat die verdamnte Eisenbahn ihn verschlungen, einen Automaten hat sie aus ihm gemacht, einen Schreibenden, rechnenden, wiegenden Automaten.

„Iwan Petrowitsch! Man sagt — es giebt Gratifikationen?“ erkundigen sich die Beamten schüchtern, mit verlegenem Lächeln beim Sekretär.

„Es giebt, es giebt! . . . Stören Sie mich jetzt nicht! Gehen Sie wieder an Ihre Arbeit!“ . . .

„Hi! Iwan Petrowitsch!“

„Was wollen Sie?“

„Es heißt, Gratifi . . .“

„Ich habe schon zwanzigmal gesagt: ja!“ ärgert sich der Sekretär.

Endlich kommen sie, die Gratifikationen nämlich. Es ist nur noch nötig, sie zu verteilen.

In diesem Zweck versammeln sich die hohen und höchsten Vorgesetzten in feierlicher Sitzung.

„Meine Herren!“ beginnt der Präsident. „Die Generalversammlung der Aktionäre hat beschlossen, für geleistete Ueberstunden Gratifikationen in der Höhe von insgesamt 80 000 Rubel auszahlen zu lassen.“

Die Herren schmunzeln.

„Es fragt sich nun, in welcher Weise diese Summe zu verteilen ist? — Sie haben wohl jeder eine Liste Ihrer Untergebenen mitgebracht, meine Herren? . . . Es versteht sich natürlich von selbst, daß alle diejenigen, welche für Ueberstunden im Laufe des Jahres bereits Remunerationen erhalten haben, nicht berücksichtigt werden dürfen. Es ist doch nicht gut angängig, eine und dieselbe Arbeit doppelt zu belohnen.“

Man legt die Listen vor, und es zeigt sich, daß die Zahl derer, welche nach dieser Einschränkung für die Gratifikationen überhaupt in Betracht kommen, nicht besonders groß ist. Die Mehrheit des Unterpersonals hat im Laufe des Jahres Ueberstunden gemacht und dafür je drei oder fünf Rubel erhalten, wird also in den Listen gestrichen. Man rechnet und rechnet, und siehe da — ein glänzendes Resultat! Fast die ganzen 80 000 Rubel fließen in die Taschen der hohen und höchsten Vorgesetzten, weil man ihnen im Laufe des Jahres keine drei oder fünf Rubelchen für Ueberstunden ausgezahlt hat.

Dem Herrn Präsidenten — 5000, den Herren Mitgliedern des Aufsichtsrats — je 2000, den Herren Betriebschefs — je 2000, ihren Assistenten — je 1000 usw. usw. Ein Rest von 10 000 Rubel wird schließlich unter die übrigen Angestellten verteilt, denen im Laufe des Jahres keine Prämien für Ueberstunden zu teil geworden sind.

Die Teilung ist zu Ende. Hunderte von Herzen pochen unruhig und harren des Augenblicks, da man ihren Namen und die Höhe der Gratifikation nennen wird. Man drängt sich in den Korridoren vor der Haupttasse. Die Gesichter sind rot, die Augen brennen; man gestikuliert heftig und spricht unruhig, nervös durcheinander. . . .

„Iwan Petrowitsch, wieviel kommt auf meinen Teil?“

„Um . . . Sie? Sie stehen gar nicht auf der Liste.“

„Aber wieso?“

„Belamen Sie nichts im Lauf des Jahres außer ihrem Gehalt?“

„Ja, drei Rubel allerdings . . .“

„Also bekommen Sie jetzt nichts.“

„Wieso? Iwan Petrowitsch!“ . . . ruft mit zitternder Stimme der Galeerenklave.

„Ach, stören Sie hier nicht . . . bitte!“ —

Kleines Feuilleton.

th. Extrafahrt. Sonnabendabend auf dem Stettiner Bahnhof. Menschen, Menschen und wieder Menschen. Sie schieben und drängen und stoßen einander. Ein Gesurr von Stimmen, hin und wieder klingt eine besonders hervor: „Link! müssen wir run!“

„Rein, hinten rechts hält der Zug nach Stettin.“
 „Au! . . . Drängeln Sie doch nicht so!“
 „Besetzt! . . . Besetzt!“
 „Aber Sie sehen doch, daß alles voll ist, hier wird nicht ge-
 standen, wie auf der Stadtbahn.“
 Endlich sind alle untergebracht. Ein schriller Pfiff, ein Schillern
 durch die Wagen, der Zug rollt in die Nacht hinaus.
 In den Coupés macht man es sich bequem und mustert
 seine Reisegesellschaft. Ganz nette Gesellschaft. Alles „gutes
 Publikum“. Was man in bürgerlichen Kreisen „Pöbel“ nennt, ist
 nicht zu sehen, eine Extrafahrt an die See kostet Geld, der „Pöbel“
 hat feins.

Die Damen nehmen die Hüte ab und ziehen die Jacken aus,
 auch die Herren sehen sich zurecht. Einer und der andre versucht zu
 schlafen, die meisten plaudern noch. Man wird schnell bekannt.
 „Wie lange fahren wir nach Stettin?“ fragt die dicke Dame
 in der Ecke.

„Na, so um zwei Uhr sind wir da!“
 „Wie kommt man denn zu den Dampfern?“
 „Ach, das ist nicht weit. Wenn sie aus dem Bahnhof raus-
 kommen, gleich links herum an der Oder entlang.“
 „Kinder, eigentlich ist es großartig, in einem Tag an die See
 und zurück.“

„Fahren wir wirklich übers Meer?“ Die junge Frau sieht
 ihren Gatten zweifelnd an.

Er drückt ganz leise ihre Hand. „Ja, übers Meer.“
 „Und dann sollst Du mal sehen, Hans, dann kommen wir an
 Wollin vorbei; da zeige ich Dir den Platz, wo Vineta versunken ist.“
 „Kinder, aber Plundern laufen wir ins in Heringsdorf. Habt
 Ihr nicht überhaupt was zu futtern da? Ich habe Hunger!“
 Es wird geschwagt und gelacht, geschwärmt und gegessen.

Die junge Frau hält noch immer ihres Mannes Hand, eine
 harte abgearbeitete Hand. Sie tragen keine elegante Reisekleidung,
 alle beide nicht, aber mit traumverlorenen Blicken sehen sie ins Weite.
 Wenn es auch nur für einen Tag ist, der Wunsch ihres Lebens wird
 sich erfüllen, sie werden es sehen: das Meer.

In Revcoupee tönt lautes Lachen, irgend eine Stimme ruft:
 „Ach Du lieber Gott 's Meer; der Offizier ist ja bloß 'n Dümpell!“

Drongen im Schatten der Nacht fliegen die Stationen vorbei:
 Blauenburg, Carow, Buch, Bernau, Diesenthal. Dann ein Meer
 von Lichtern:

Eberswalde — fünfzehn Minuten Aufenthalt! Die Thüren
 fliegen auf. Lachen und Schreien. — Die kleinen Konditorjungen
 laufen den Perron entlang: „Spritzluchen, Spritzluchen!“

„Hier Bier!“ „Die Gläser her!“
 „Hier Spritzluchen!“ „Einmal Spritzluchen!“ „Zweimal Spritz-
 luchen!“ Alle Welt ruft nach Spritzluchen. Dazwischen eine schrille
 Stimme: „Hujo! . . . Hujo!“ erst vereinzelt, dann rascher: „Hujo!
 Hujo! Hujo!“ „Hujo“ ist offenbar verlorengegangen, der ganze
 Perron schreit mit.

Wieder lauft der Zug durch die Nacht. Es ist stiller geworden
 in den Coupées, man schläft. Nur vorn im ersten Wagen wird ge-
 sungen, es ist mehr Kreischen und Jöhlen, als Gesang, aber manch-
 mal hört man doch vereinzelte Worte: „An dem Baume, da hängt
 'ne Pflaume“.

„Grätlich,“ sagt die dicke Dame und setzt sich von neuem zum
 Schlafen zurecht.

Stettin, es ist nachts 2 Uhr, eine Flut von Menschen ergießt sich
 aus dem Bahnhof in die Stadt. Am Volkwerk entlang, die Oberwellen
 brechen sich gluckend an den hölzernen Bohlen. Wenn die Mittags-
 sonne grell auf dem Pflaster liegt, ist es hier wahrscheinlich außerst
 nichtern, jetzt brütel die Nacht in Gassen und Gäßchen, das erste
 Morgenrauschen bricht eben an, die Stadt liegt im Jwielicht, märchen-
 haft wunderbar. Vineta, der Flut entfliegen. Hochgebligte Häuser,
 dichtgestapelte Warenballen, auf dem Wasser die Schiffe: Herings-
 kutter und stolze Konfahrer, Vergnügungsdampfer, stolze Yachten.

„Kinder, det is ja frode so schön, wie zu Hause an der Fischer-
 brücke!“ Ein Trupp junger Leute rennt lachend vorüber. Sie
 rennen überhaupt alle, man muß eilen, wenn man mit will.

Die „Freya“ strahlt im Lichterglanz, ein mächtiger Koloss, wiegt
 sie sich auf den Wellen. Jetzt ist der letzte Passagier an Bord, die
 Zugbrücken werden aufgezogen, der Anker steigt in die Höhe. Ein
 allgemeines Hurra — langsam erst, dann immer schneller gleitet das
 Schiff die Oder abwärts.

In den Salons, auf den Decks eine lachende, plaudernde,
 fröhliche Gesellschaft. Die Zimmerlichen bleiben in den Kajüten, sie
 scheuen die Morgenlühle. Auf den roten Plüschsofas liegen sie in
 Decken gemummelt und schnarchen, oder jammern, daß sie nicht
 schlafen können. „Rein, beim Himmel, es ist eine Strapaze, solche
 Extrafahrt. In der Bülowstraße in seinem Bett liegt man bequemer.“

Aber das sind nur Einzelne, im allgemeinen ist man vergnügt.
 Oben auf dem Deck herrscht qualvolle Enge, man steht zusammen
 und drängt und schiebt sich, aber mit Humor. Die Stimmen surren
 wieder alle durcheinander.

„Wir fahren nach Rügen“, sagt die dicke Dame — sie sagt es
 schon zum sechsten Mal und so laut, daß alle es hören können.
 Sie ist sehr stolz, daß sie nach Rügen fährt; auf Rügen ist es am
 teuersten.

Der Vulkan taucht auf, riesige Bersten; in den Docks liegt ein
 Kriegsschiff, ein Japaner. Da sperren sie Mund und Nase auf. Das
 ist doch anders, wie an der Fischerbrücke.

Der Morgen dämmert herauf, es ist beinahe hell. Die Ufer
 treten deutlicher hervor. Rechts flaches Land, eudlose Marschen, nun
 hier und da ein Baum, ein einfaches Haus, in weiter Ferne eine
 verlorne Heide. Links Hügel. Pommerische Buchenwälder, fremd-
 liche Dörfer, wogende Saaten. In den Thälern liegt noch der Nebel,
 oben auf den Bergen ist alles klar. Und dazwischen die Oder, breit,
 prächtig, mit ihren gewaltigen Wassermassen, der Strom, der zum
 Meere geht.

Auf dem Platz neben der Maschine sitzen sie und spielen Stat.
 Auf dem Hinterdeck bläst die Schiffskapelle, vorn an der Spitze wird
 gesungen:

Wir sind die Zigeuner von Aldershof.

Dazwischen schrillt die Stimme vom Eberswalder Bahnhof
 wieder: „Hujo! Hujo!“ ein ganzer Chor fällt ein, es sind
 Studenten, sie haben einen Kreis gebildet, in dem sich zwei von
 ihnen bogen.

„Feste auf die Weste!“ heyt ein behäbiger Herr mit dicken
 Brillantknöpfen.

Dann ein allgemeines Gebrüll: „Hujo, Hujo, Hujo!“ Es geht
 über das ganze Schiff.

Aber dranzen liegt das Stettiner Haff still und weit, strahlend
 und leuchtend im Widerschein der ersten Morgenröte. Die Wellen
 tragen weiße Schaumkränze, Schiffe gleiten am fernen Horizont
 dahin. Der Himmel im Osten schimmert wie flüssiges Gold. Jrgend
 jemand schreit:

„Die Sonne geht auf!“

„Kinder, des kriegt man nich alle Dage zu sehen! Hat denn
 keiner wat zu trinken da? Den trohen Moment müssen wir be-
 ziehen!“

Die Studenten stürzen nach vorn, rennen ein paar Damen über
 den Haufen und werfen ein halbes Duzend Feldstühle um, bis in
 die untersten Kajüten hört man ihr Gejohle.

Ufedom und Wollin tauchen aus der Flut. Grüne Inseln wald-
 umraucht, auf den Bühnen sitzen Mövenschwärme, über den weißen
 Häuschen von Swinemünde steigt der Leuchtturm auf.

An Lohsenamt legt das Schiff an. Passagiere gehen, andre
 kommen, ein neues Halloh und Juchhh! Die Schiffsmusik setzt
 ein. Die Herren schwenken die Hüte, die Damen ihre Tücher, weiter
 geht es.

Auf dem Hinterdeck stehen ein Herr und eine Dame, sie zanken
 sich, man hört die scheltenden Stimmen bis nach vorn. Der Herr
 sagt: „Aber mein Gott, noch mehr Anichts-Politikanten, jetzt haben
 wir fast für'n Thaler verschrieben, nun weiß es doch die ganze Be-
 launtschast, daß wir an der Ostsee waren.“

Breiter und breiter wird der Strom. Die Ufer weichen, das
 Land versinkt. Himmel und Wasser, Wasser und Himmel! Die
 junge Frau und ihr Mann sitzen an der Spitze des Schiffs. Er hat
 den Arm um ihre Schulter gelegt, ihre Augen schauen vorwärts und
 tauchen strahlend in die grünen, unbegrenzten Wasserweiten: „Das
 Meer . . . das Meer!“ —

— Der Volkshumor bei den polnischen Juden. Das

Leben und Treiben der polnischen Juden in volkskundlicher Be-
 ziehung ist in den letzten Jahren von verschiedenen Forschern unter-
 sucht worden. Unter diesen nimmt G. Lew mit einem in polnischer
 Sprache erschienenen zweibändigen Werk über den jüdischen Volks-
 humor eine hervorragende Stelle ein. Eine besondere Rolle
 spielen, wie W. Vngiel daraus hervorhebt, in Polen die
 Volkswitzbolbe oder Chojfels, die nach Art der indischen
 Volkserzähler alljährlich zu gewissen Zeiten von Dorf zu
 Dorf ziehen und gegen geringe Zehrung und Geldlohnung Märchen
 und Schwänke erzählen. Manche Witzbolbe leben fort in der Volks-
 Erinnerung durch ihre Satiren. So Herschel aus Ostropol, von dem
 Vngiel berichtet, wie er dem Rabbiner sein neuestes Erlebnis erzählt:
 „Heute früh komme ich aus dem Hause. Da begegnet mir der Engel
 des Bösen und fragt, wie ich mich befinde. Schlecht, sage ich, habe
 kein Geld und der Sabbat naht. — Geh zum Rabbiner,“ sagt der
 Engel, und stieß ihm einen silbernen Leuchter, was du dafür erhältst,
 wird für die Sabbatansgaben genügen. — Ich gehe weiter, da be-
 gegnet mir der Engel des Guten und fragt nach meinem Befinden.
 Ich erzähle ihm, daß es mir schlecht gehe und was mir der Engel des
 Bösen geraten habe. — Bei Gott, ruft er aus, versündige dich
 nicht! — Aber ich will nicht vor Hunger sterben. — Nun, dann
 wende dich persönlich an den Rabbiner. — Wenn du get sein willst,
 so thue es für mich. — Ja, sagte der Engel des Guten, ich würde
 es herzlich gern thun, aber siehst du, ich hab' bis jetzt noch nie die Schwelle
 des Rabbinerhauses betreten.“ Auch an Alderrien seht es unter den
 polnischen Juden nicht, und als ihre Heimstätte gilt das Städtchen
 Chelm. Von einem Einwohner desselben wird die auch sonst verbreitete
 Geschichte erzählt, daß er nach einer benachbarten Stadt wollte, hin
 nach Lublin, und beim Schlafengehen abends die Füße nach der Richtung
 seines Reiseziels ausstreckte, um den Weg nicht zu verfehlen.
 Jemand geht vorüber und dreht den Schlafenden nach der entgegen-
 gesetzten Richtung. Am andern Morgen setzt dieser seinen Weg in
 der Richtung seines Wegweisers fort und gerät in Verwunderung,
 daß Lublin seinem Heimortorte Chelm so völlig ähnlich ist. Auch
 begegnet er auf dem Wege einem trisfängigen Weibe, das ihn aus-
 schilt. Gottes Wunder, sagt der Chelmer, die ist doch ganz ähnlich
 meinem Frauen! Weshalb gerade das Städtchen Chelm zur
 zweifelhaften Ehre des polnischen Alderas gekommen ist, bleibt
 dunkel. —

Theater.

Deutsches Theater: Schall und Rauch. — Die wunderliche Gesellschaft, die sich unter dem wunderlichen Namen „Schall und Rauch“ aufgetan hat, ist sehr schnell beliebt geworden. Gleich der erste Abend, den sie veranstaltete, brachte einen stürmischen Erfolg — die verschiedenen Parodien auf „Don Carlos“ waren glänzend. Ob die folgenden „Abende“ sich auf derselben Höhe gehalten haben, weiß ich nicht. Die „Abende“ fanden ja zu einer etwas ungewöhnlichen Zeit statt, nämlich nachts, und ich war im verflochtenen Winter leider verhindert, den nächtlichen Veranstaltungen beizuwohnen. Da ich indessen nicht durch meine Tugend verhindert war, hoffe ich, das Versäumte in der nächsten Saison nachholen zu können. Uebrigens scheint es mir zu viel verlangt, daß derartige Veranstaltungen sich immer auf der gleichen Höhe zeigen sollten. Laune und Frohsinn lassen sich nicht kommandieren. Es genügt völlig, daß die Mitwirkenden überhaupt Laune und Frohsinn besitzen und das haben sie bereits in sehr erfreulicher Weise bewiesen. Vielleicht könnte es nicht schaden, wenn es bei den regelmäßigen Zusammenkünften noch etwas ungewohnterer herginge. Etwas mehr Dreistigkeit in den Pointen wäre schon zu wünschen. Wenn dabei die Korrektheit einigen Schaden nehmen sollte, würde ich das als einen Gewinn betrachten. Zigeunerfröhlichkeit und Korrektheit vertragen sich ungefähr so gut, wie ich mich etwa mit einer englischen Gouvernante vertragen würde.

Die öffentliche Wohlthätigkeits-Vorstellung, die an einem schönen Mainachmittag im „Deutschen Theater“ stattfand, verlief sehr lustig. Es versteht sich von selbst, daß ein wirkliches Theater nicht eigentlich die richtige Stätte für die Produkte des höheren Bierhumors ist. Nichtsdestoweniger stellte sich eine sehr vergnügte Stimmung ein, die schließlich in der Weber-Parodie von Kayler ihren Höhepunkt erreichte. Es war ein sehr glücklicher Einfall, die Weber im Sinne eines gewissen Patriotismus zu bearbeiten und sie dann spielen zu lassen, während Serenissimus in höchstzarter Person in der Proszeniumsloge saß. Mir persönlich machte auch die Scene aus einer Gemäldegalerie große Freude. Die verschiedenen Gestalten, die dort an einem Bild von Membrandt vorüberzogen und uns ihr angenehmes Innere offenbarten, waren von großer Komik und leider auch keineswegs ohne Lebenswahrheit. Es wäre zu viel kritischer Ernst für eine so lustige Sache, wenn man jede einzelne Nummer des Programms erwähnen wollte. Reinhardt brachte als böhmischer Fremdenführer eine Reihe sehr hübscher Pointen. Schmasow leistete sich im „Dichter nach Maß“ einen ungewöhnlich wilden Kalauer und Marcell Salzer erregte durch vortreffliche Recitationen. Mit einem Wort: es war sehr nett. — E. S.

Völkerrunde.

k. Ein interessantes Regervolk. Einige Züge von einem Regervolk im Norden von Uganda erzählt der Missionar Wudley, der vor kurzem nach Europa zurückgelehrt ist. Es handelt sich um die Valedis oder, wie sie sich selbst nennen, Lango, an den Ufern des Njodsha-Sees. Wenige Europäer sind bis jetzt in das Gebiet dieses wilden und felsigen Volkes gedrungen; Wudley ist der erste Reisende, der genauere Mitteilungen über sie macht. Die Valedis, Männer, Frauen und Kinder, gehen völlig nackt; sie behaupten, es wäre durchaus lächerlich, sich in Kleider einzuhüllen. Ihre Häuser sind rund wie Bienenvölker, sie sind aus großen Stangen, Astwerk und trockenem Kraut zusammengesetzt; das Dach kommt bis auf etwa 1 1/2 Meter über den Erdboden herab und die Thür ist kaum mehr als 1 Meter hoch. Der Durchmesser der Hütte überschreitet niemals 5 Meter. Der Valedi begnügt sich nur selten mit einer Frau, und für jede neue Frau baut er ein neues Haus. Einige angesehene Personen haben so ganze Dörfer für ihre Frauen gebaut. Die Valedis sind groß, schlau und wegen ihrer Tapferkeit bei den Nachbarvölkern gefürchtet. Sie sind das intelligenteste Volk von Uganda, und sie haben einige eigenartige Sitten, die diese Behauptung des Reisenden zu bestätigen scheinen. So sind ihre Dörfer alle von einer Einfriedigung von Kaktus umgeben, die zum Schutz gegen die wilden Tiere und gegen den Feind dienen soll. Diese findet sich fast überall in inneren Afrika, aber was man kaum an andern Orten finden dürfte, ist eine zweite Einfriedigung, die auf die erste folgt und weniger groß, wenn auch ebenso dicht mit Kaktus besetzt ist. Und wozu dient diese? Als Zufluchtsort für die Ehemänner, wenn ihre Schwiegermütter sie quälen und aus gar zu großer Nähe bedrängen. Diese Einrichtung scheint allerdings die vorahnende Klugheit der Valedis zu beweisen, aber sie zeigt auch, daß ihre so gerühmte Tapferkeit vor einer solchen Prüfung nicht standhält. Ihre Klugheit bewährt sich auch sonst. Wie anderswo sind auch bei ihnen nächtliche Liebesabenteuer eine Gefahr für die jungen Leute. Um dieser zu begegnen, werden bei den Valedis alle jungen Mädchen des Dorfes, so bald die Sonne untergeht, in ein gemeinsames Haus geführt, wo sie die Nacht über bleiben müssen. Und um dieses Haus streut man Asche, so daß, wenn eines dieser jungen Mädchen heimlich hinausginge, die Abdrücke ihrer Füße sie verraten würden. Ebenso baut man auf einem hochliegenden Boden ein Haus für die jungen Leute und nicht verheirateten Männer, die dort die Nacht zubringen müssen. Dieses Haus, das sich immer außerhalb der Einfriedigung des Dorfes

befindet, ist so schwer zugänglich, daß seine Insassen nur mit Hilfe von Leitern zu ihm gelangen können. Sobald sie nur alle eingeschlossen sind, umgibt man auch diese mit einer Aschenschicht, so daß sie hier ebenso wie die jungen Mädchen in ihrem Schlafhause eingeschlossen sind. —

Aus dem Tierreiche.

— Der atlantische Palolowurm. Der vielgeschilderte Palolowurm (*Lycidice viridis*) des Pacificen Meeres, dessen massenhaftes Erscheinen beim Eintritt des letzten Mondviertels im Oktober oder November, oder in beiden Nächten auf den Fidschi-Inseln und auf Samoa Veranlassung zu besonderen Freudenfesten giebt, hat einen Kollegen bei den Tortugas-Inseln gefunden, den sein Entdecker Goldsborough Meyer den atlantischen Palolowurm nennt. Wie bei seinem pacifischen Gegenstück knüpft sich auch die Erscheinung dieses Wurms (*Staurocephalus gregarius*) an eine bestimmte Mondphase, und er tritt nur einmal im Jahre massenhaft auf, während er sich die ganze übrige Zeit in den Korallen- und Kalkiporenbanken des Meeres verbirgt. Zur gegebenen Zeit erscheinen dann die ersten Exemplare des Wurms gegen 4 Uhr morgens an der Meeresoberfläche und vermehren sich von da an rapide. Kurze Zeit nach dem Erscheinen zeigen sich die hinteren Abschnitte des Wurmkörpers, welche die Fortpflanzungs-Elemente (Eier und Samenkörper) enthalten, von heftigen Konvulsionen heimgesucht; sie bersten auf und entleeren dieselben, aber um 9 Uhr vormittags ist alles vorüber; die Würmer wie die befruchteten Eier sind wieder in die Tiefe gesunken. Ein Unterschied zwischen dem schon seit den Tagen des Rumphius der Wissenschaft bekannt gewordenen pacifischen und dem atlantischen Palolowurm besteht darin, daß dort der Kopf mit dem Vordertheil des Wurmes in den Korallenlöchern sitzen bleibt und nur die losgelösten hinteren Abschnitte des Körpers an die Oberfläche entläßt, während hier die ganzen Wurmkörper in die Höhe steigen. Der Einfluß des Mondstandes ist hier ebenso deutlich und unerklärlich wie dort. — (Prometheus.)

Humoristisches.

— Ein vorsichtiger Vater. Preussischer Minister: „Darf ich um die Hand Ihrer Tochter bitten?“

Bankier: „Ihr Antrag ehrt mich ungemein; aber ich gebe meine Tochter principiell nur einem Mann, der in sicherer Stellung ist.“

— Unpassend. Erster Vackfisch: „Was ist denn eigentlich „unpassend“?“

Zweiter Vackfisch: „Das ist, wenn es jemand sieht.“

Sinnpruch.

Was sonst uns nur die „Woche“ brachte
Mit jedes sieb'ten Morgens Schein,
Was je in Sensationen machte,
Das schwächt nun in den „Tag“ hinein.
(„Jugend“.)

Notizen.

— „Schall und Rauch“ wird seine Produktionen demnächst bei Schuster u. Vöfler in Buchform gesammelt veröffentlicht. —

— Das neueste Berliner Theaterprojekt ist die Gründung eines Volkstheaters, in dem Possen und Volkstücke gegeben werden sollen. —

— Saint-Saëns' neue Oper „Barbaren“, zu welcher Victorien Carou das Textbuch geschrieben hat, wird im Oktober zur Aufführung kommen. Die Handlung spielt in dem kleinen Städtchen Orange in Südfrankreich, am Theater und vor den Thoren der Stadt, während des Einfalls der Cimbern, ein Jahrhundert vor Christi Geburt. —

— Böcklins Gemälde „Centaur in der Dorfschmiede“ ist von der ungrischen Nationalgalerie in Budapest angekauft worden. —

— Das Herbarium des Naturhistorischen Hof-Museums in Wien besteht gegenwärtig aus 1000000 Spanntblättern, d. i. mit getrockneten Pflanzen belegten Bogen. Hundert Jahre hat es gebraucht, bis diese in fünf großen Sälen des zweiten Stockwerks im Museumsaal am Ring untergebrachte Pflanzensammlung so stark wurde. —

t. Neue Goldlager sind nach dem Londoner „Engineer“ an den Ufern des Masar-su im Bezirk Baltschuan in Hochara entdeckt worden. —

— Das Alter der Salpetersäure-Fabrikation. Eine Mitteilung von Oskar Guttman in der Londoner Abteilung der Society of Chemical Industry über die Anfänge der Fabrikation von Schwefelsäure und Salpetersäure belehrt uns, daß Salpetersäure schon vor 2000 Jahren fabriziert wurde. Sie diente den alten Aegyptern, um Muster auf der Widelung der Mumien herzustellen. —

— Die 106 Quadratmeilen Flächeinhalt der heutigen Heinspaltz wiesen vor 1792 zahlreiche Territorien auf, die von nicht weniger als 42 kleinen Potentaten „regiert“ wurden. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblatts erscheint am Sonntag, den 26. Mai.